

schnellstmöglich eine nennenswerte Uranproduktion in Gang zu bringen. Ein dunkles Kapitel der Geschichte, noch immer.

Nachdem man meinen Vater also auf seinen illegalen Touren erwischt hatte, kam er ins Gefängnis nach Zwickau. Unter großen Mühen versuchte meine Mutter herauszufinden, wo ihr Mann steckte. Immerhin war er nicht nach Hause gekommen, da musste etwas passiert sein. Als sie es dann in Erfahrung gebracht hatte, machte sie sich auf den Weg in die sowjetische Besatzungszone. In Nürnberg übernachtete sie im Bahnhof, weil erst am nächsten Tag ein Zug weiterfuhr, wo man ihr aber das Geld stahl. Sie musste noch einmal umkehren, sich neues Geld holen und einen zweiten Anlauf starten. Dieses Mal schaffte sie es bis nach Zwickau. Im Gefängnis konnte sie mit dem zuständigen russischen Offizier reden, der ihr aber nur lapidar erklärte: »Ihren Mann können Sie vergessen, er kommt für zwanzig Jahre nach Sibirien.« Sie zuckte zusammen, das war eine Ansage. Niedergeschlagen kehrte sie nach Ottmarshausen zurück.

Erstaunlich war dann aber, dass mein Vater eines Tages, nach nur wenigen Monaten, plötzlich wieder vor unserer Tür stand; ohne Ankündigung hatte man ihn entlassen. Angst um ihn hatte ich nicht gehabt, ich war drei oder vier Jahre alt, für mich war er einfach nicht da. Als Kind empfindet man nicht so wie als Erwachsener. Ich ging nach der Ernte mit meiner Mutter auf die Felder, um eine Nachlese zu machen. Wir sammelten die übrig gebliebenen Ähren vom Boden auf, taten sie in einen Sack und gingen damit zu einer Mühle, wo wir mit vielen anderen anstehen mussten, die ähnlich wie wir für das gesammelte Getreide eine entsprechende Menge Mehl bekommen wollten, um damit Brot zu backen und den Hunger zu stillen. Alles zu Fuß. Das war der Alltag, der uns bestimmte.

Die Aufnahme in Ottmarshausen von den Einheimischen konnte wahrlich nicht als freundlich bezeichnet werden. Der katholische Pfarrer predigte von der Kanzel gegen die Flüchtlinge, die Worte, die er benutzte, waren einem Christenmenschen kaum angemessen. Das hatte auch ich verstanden, so jung ich noch war. Aufgeweckt, fantasievoll und vor allem vorlaut, musste ich es ihm heimzahlen. Eines Tages stand ich auf der Dorfstraße, an den Füßen trug ich halbhohe Schnürstiefel, einer der beiden Schuhe war nicht ordentlich geschnürt, einige Reihen waren aufgegangen, das Schuhbündle hing lose herab. In diesem Moment kam der Pfarrer vorbei, eine perfekte Gelegenheit, und wohlgezogen sagte ich: »Gelobt sei Jesus Christus, Herr Pfarrer.« Aber dabei beließ ich es nicht, sondern fuhr fort: »Herr Pfarrer, machen Sie mir doch mal bitte das Schuhbündle zu. Ich kann das noch nicht.« Kleine Lüge. Unter Ächzen bückte sich der alte Pfarrer, kniete nieder, um mir den Schuh zuzubinden. Nächstenliebe und Hilfe war ja gefordert. Eine Nachbarin, die diese Szene beobachtet hatte, rannte augenblicklich zu meiner Mutter und rief: »Frau Hetzer, Frau Hetzer, was glauben Sie, was der Roland gemacht hat? Er hat Hochwürden gebeten, ihm die Schuhe zuzubinden!«

Meinem Vater war es schließlich gelungen, bei der Reichsbahn, später dann bei der Bundesbahn eine Anstellung zu finden. So hatten wir ein gesichertes Einkommen, das nicht übermäßig hoch war, aber immerhin. Wir konnten den Bauernhof verlassen und zogen in ein Dorf weiter, nach Aystetten, wo wir eine kleine Wohnung mieteten, die aus zwei Zimmern, einer Küche und einem Bad bestand, das wir uns mit der benachbarten Familie teilten. Ursprünglich war es eine größere Wohnung gewesen, die man wegen der Not an Unterkünften aufgeteilt hatte. In Aystetten, das zum Kreis Augsburg gehört, wurde ich eingeschult, drei Jahrgänge wurden in einer Klasse unterrichtet. Ich verlebte dort eine glückliche Kindheit. Noch immer fahre ich gern dorthin. Meine Eltern sind dort begraben. Als ich neun Jahre alt war, ging mein Vater zu unserem Hauptlehrer und sagte: »Ich möchte meinen Sohn auf die höhere Schule in Augsburg schicken.« Der Lehrer sah meinen Vater eindringlich an, schließlich schüttelte er den Kopf: »Das hat keinen Zweck, Herr Hetzer, die Kinder kommen alle wieder zurück. Völlig sinnlos ist das. Die Einzigen, die diese Schule geschafft haben, das waren meine Kinder gewesen.«

Davon ließ sich mein Vater nicht beirren, dann sollte ich eben der Einzige sein, der es neben den Lehrerskindern packte. Punkt. Aus. Jeden Tag fuhr ich eine halbe Stunde mit dem Zug von Aystetten nach Augsburg, dann musste ich noch ein Stückchen bis zur Schule laufen. 1954 betrat ich die Oberrealschule zum ersten Mal, später umbenannt in Holbein-Gymnasium, ein mathematisch-naturwissenschaftliches Gymnasium. Damals die größte Knabenschule in Bayern, es gab sechs erste Klassen, drei vormittags und drei nachmittags. Insgesamt gingen 1800 Schüler dort zur Schule, als ich 1963, nach neun Jahren, mein Abitur machte. Alle hatten darauf gewartet, dass ich wieder in die Volksschule nach Aystetten zurückkehrte, aber nein, ausgerechnet das Flüchtlingskind hatte das Gymnasium geschafft. Und dass ich eines war, hatte ich weiterhin zu spüren bekommen.

Zu Hause sprachen wir immer noch im Erzgebirger Dialekt, und auch ständig über die Heimat, womit meine Eltern das Sudetenland meinten. Mein Vater machte sich von Jahr zu Jahr immer weniger Illusionen, dass er einmal in diese zurückkehren konnte, anders dagegen meine Mutter. Vor ihrer Ehe war sie ein Jahr lang im Reichsarbeitsdienst in Hessen gewesen und dort im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie indoktriniert worden. Mein Vater dagegen war der Meinung, all das wäre nicht passiert, »wenn nicht die Deutschen gekommen wären«. Es war eine ambivalente Situation, die nun doch eine Rolle spielte und zu Hause zu Spannungen führte, zumindest zu Diskussionen. Meine Eltern fragten sich: »Was wird aus uns? Bleiben wir hier? Kommen wir jemals wieder zurück?« Die Hoffnung, dass sie wieder in ihr früheres Leben zurückgehen können, haben die Sudetendeutschen zwanzig, dreißig Jahre lang gepflegt. Das war auch der Grund für die Bildung der Sudetendeutschen Landsmannschaft, die dann als neofaschistisch und revanchistisch gerügt wurde. Manche Politiker jedenfalls, später auch Erika Steinbach, die spätere Präsidentin des Vertriebenenbunds, schürten die Hoffnung, dass alles revidiert werden könne und wir wieder nach Hause kämen. Es war

ja undenkbar, dass man die Heimat verlor. Das dachte auch meine Mutter, mein Vater war da anders.

Als ich siebzehn war, mich hatten immer Physik und Chemie interessiert, überlegte ich, was ich einmal studieren könnte. Denn es war klar, dass ich unbedingt studieren wollte.

»Weißt du schon, was du mal studieren wirst?«, fragte ich meinen Freund Dieter Soller.

»Sicher. Medizin«, erklärte er voller Überzeugung.

»Daran habe ich noch gar nicht gedacht«, sagte ich. »Aber eigentlich ist das ja ideal, wenn ich es recht bedenke, weil dieses Studium alle naturwissenschaftlichen Fächer vereint, und außerdem habe ich da mit Menschen zu tun.«

Und so beschloss ich, Medizin zu studieren. Der Gedanke faszinierte mich, und weil er so neu war, ging ich nach der Schule, in meiner Freizeit, in die Staats- und Stadtbibliothek Augsburg und wälzte alte Folianten über Physiologie und Anatomie, Seite für Seite. Verstand, wie die Organe zusammenwirkten, wie sie aufgebaut waren, wie alles im Grunde ablief. Dieter Soller wurde später Veterinärmediziner.

Damals konnte man sich noch an allen Hochschulen einzeln bewerben, es gab noch keine zentrale Vermittlungsstelle. Mit sechzehn hatte ich mit einem anderen Freund, Jochen Schörner, eine längere Fahrradtour nach Paris gemacht. Und ich weiß noch, als Erstes habe ich dann nach Paris geschrieben, an die Sorbonne, weil ich es in Paris so toll gefunden hatte und an der Universität schon im Mittelalter Medizin gelehrt wurde. Meine Hand zitterte, als ich den Brief aus Frankreich öffnete, der eines Tages in unserem Briefkasten lag. Wie würde die Nachricht ausfallen? Tatsächlich hatte man mich angenommen. Das war schon ganz schön aufregend. Entschieden habe ich mich dann erst einmal für ein Studium in Mainz. Paris war toll, aber ich konnte mir das nicht leisten, die Miete für ein Studentenzimmer war einfach zu hoch. Aber ein tolles Gefühl war es trotzdem.

Natürlich hätte ich auch an die Universität München gehen können, aber ich wollte mich von der Familie lösen, und Mainz war günstig, weil in der Nähe der Stadt, im Rheingau, ein ganzer Clan meines Vaters lebte, der dorthin ausgesiedelt worden war. Da konnte ich unterschlüpfen. Tägliche Zugfahrten war ich aus der Schulzeit gewohnt, nun pendelte ich von Geisenheim nach Wiesbaden, wo ich umsteigen musste, um nach Mainz zu kommen. Später am Tag ging es auf die gleiche Weise wieder zurück zu meinen Verwandten. Hin und her. Zwei Semester habe ich an der Uni Mainz absolviert und dort ein sehr gutes Vorphysikum gemacht, bei dem ich in den Fächern Chemie, Physik, Zoologie und Botanik geprüft worden war.

Da das Klagen meiner Eltern: »Wann kommst du denn wieder nach Hause?«, nicht aufhörte, schrieb ich mich an der Uni München ein, nicht zuletzt weil die Medizin dort einen hervorragenden Ruf besaß. Mit stolzeschwellter Brust wandte ich mich an den damaligen Professor für Anatomie, Titus von Lanz, und zeigte ihm meine Prüfungsergebnisse aus dem Vorphysikum. Rasch warf er einen Blick darauf und sagte

schließlich: »Das ist ja schön, wenn wir gute Leute bekommen, aber wir wollen erst mal sehen, ob Sie unseren Ansprüchen in München genügen.« Und so musste ich kurzfristig eine Aufnahmeprüfung machen, in Anatomie, und zwar in einer Sparte, die ich bis dahin noch nicht gehabt hatte: »Anatomie 1. Bewegungsapparat«. Doch auch diese Prüfung wurde zu keinem Hindernis.

Und so fuhr ich, das Eisenbahnerkind, nun jeden Tag im Zug von Neusäß nach München, über viele Jahre hinweg. Die Fahrt dauerte eine gute Stunde, ähnlich lang wie die Strecke Geisenheim–Mainz. Es waren wirklich viele Stunden, die ich im Zug verbrachte, sowohl als Schüler als auch als Student. Aber das war in Ordnung, das ließ sich problemlos machen, es gab genügend Bücher, die ich unterwegs lesen konnte. Und die medizinischen Institute in München lagen südlich des Hauptbahnhofs, in der Pettenkoferstraße, da konnte ich zu Fuß hingehen.

In München machte ich dann das Physikum und 1969 auch das Staatsexamen, gleichzeitig promovierte ich. Im letzten Semester hatte ich meine Doktorarbeit verfasst zu einem Thema aus der Radiologie. Damals wurde eine Methode eingeführt, mit der man die Durchblutung im Gehirn messen konnte, indem man radioaktive Substanzen in die Halsschlagader injizierte. Ende der Sechzigerjahre war das ein ganz neues Verfahren gewesen, das man heute so aber nicht mehr durchführen könnte, da man Patienten nicht so ohne Weiteres in die Halsschlagader stechen darf, um eine radioaktive Substanz zu spritzen. Mitte der Sechzigerjahre war so etwas durchaus noch möglich. Diese Doktorarbeit hatte mir großen Spaß bereitet und wurde auch gut bewertet.

Aber ich entschied mich nicht für die Radiologie oder Anatomie, sondern für die Urologie. Wie das kam? Noch vor dem Vorphysikum, also im ersten und zweiten Semester, musste jeder Medizinstudent ein Krankenpflegepraktikum absolvieren. Acht Wochen lang. Dafür hatte ich mir die Kinderklinik in Augsburg ausgesucht. Von zu Hause aus radelte ich dorthin und zog mir einen weißen Kittel an. Obwohl ich nur Student im Erstsemester war, nahm man mich mit ins Kasino zum Essen. Ich hatte bislang nur von Offizierskasinos gehört, die Speise- und Aufenthaltsräume militärischen Führungspersonals, aber in den Kliniken gab es damals Kasinos für Ärzte. Auf diese Weise geriet ich in die »erste Gesellschaft« hinein. Schweigend saß ich neben Oberärzten und beobachtete, wie sie sich untereinander verhielten, wie sie über Patienten sprachen, über das, was sie in ihrer Freizeit erlebt hatten. Zum einen fühlte ich mich geschmeichelt, als Studienanfänger zur Ärzteschaft gezählt zu werden. Andererseits, der Ton und das ganze Gehabe im Ärztekasino – es kam mir so vor, als sei ich tatsächlich bei Offizieren gelandet. Etwas schnoddrig und mit derben Witzen. Insofern war ich überrascht, ich hatte mir eine andere Vorstellung von diesem Berufsstand gemacht, aber ich dachte, dass ich mich an die Umgebung gewöhnen musste. Eine gute Einstellung, wie ich fand.

Während dieser Zeit musste ein Mädchen zu einem niedergelassenen Urologen in Augsburg gebracht werden, zu einer speziellen Untersuchung, bei der ein dünner

Katheter durch die Blase in den Harnleiter, also zwischen Niere und Blase, hochgeschoben wird, um dann eine Röntgenuntersuchung des Harnleiters und des Nierenbeckens zu ermöglichen. Dieses retrograde Pyelogramm konnte man in der Klinik nicht durchführen, auch nirgendwo sonst, außer bei diesem niedergelassenen Urologen. Mir hatte man die Aufgabe übertragen, das Mädchen zu begleiten. Und da saßen wir beide dann in der Urologen-Praxis, nicht weit vom Roten Tor entfernt, dem wichtigsten Tor der alten Reichsstadt Augsburg, und während der Untersuchung begann der Arzt, Dr. Gerd Pirner, sich nach mir zu erkundigen.

»Ach, Sie sind Student, interessant. Wenn Sie wollen, dann kommen Sie doch mal zu mir. Ich kann immer neugierige Leute gebrauchen.«

Nach dem ersten Semester und meinem Pflegepraktikum erinnerte ich mich an dieses Gespräch, suchte diesen Urologen auf und sagte zu ihm: »Jetzt bin ich da! Also, jetzt würde ich ganz gerne bei Ihnen zuschauen.«

Im ersten Moment sah er mich verwundert an, anscheinend hatte er das damalige Angebot längst vergessen, doch schließlich grinste er breit. »Na, dann herzlich willkommen.«

Ich interessierte mich für alles, für das, was die Sprechstundenhilfen taten, für die Administration einer Praxis, ich lernte bei dem Urologen das Röntgen und wie die Bilder in der Dunkelkammer entwickelt wurden. Und als nach kurzer Zeit eine der Sprechstundenhilfen Urlaub hatte, fragte mich der Urologe, ob ich Lust hätte, diese Mitarbeiterin zu vertreten. »Klar, mache ich gerne.« Und so rutschte ich in dieses Gebiet hinein. In dem Haus gab es noch einen weiteren Urologen, Dr. Anton Tullius, und die beiden Ärzte hatten nicht nur ihre Praxis, sondern auch Belegbetten in einer Klinik, es war das einzige urologische Krankenhaus zwischen Ulm und München. Das Krankenhaus gibt es heute nicht mehr, damals war es aber eine wichtige Schwerpunkt-klinik.

»Du kannst auch bei mir mit in der Klinik arbeiten«, wurde mir schließlich angeboten. Es wurde immer besser, und ich lernte jeden Tag dazu und begann, nachts als Hilfspfleger in der Klinik Dienste zu verrichten.

Als ich noch in der Kinderklinik war, verstarb dort ein Kind. Am Morgen brachte ich es in die Pathologie, wo man es obduzieren wollte. Und während der Obduktion passierte es: Mir wurde unglaublich schlecht. Kein Wunder, es war meine erste Obduktion, und ich war das erste Mal in einer Prosektur. Ich musste raus, raus aus der Halle, an die frische Luft. Zugleich stieg Panik in mir auf: Nun wird dieses Kind medizinisch sezziert und du kannst nicht dabei zusehen. In diesem Augenblick dachte ich: Du musst dir eine Rosskur verpassen, das darf dir nicht noch einmal passieren. Also beschloss ich, mich in die Höhle des Löwen zu begeben und in der Pathologie zu arbeiten. Um mein Ziel zu erreichen, behalf ich mir mit einer Notlüge. Ich suchte den Chef des Pathologischen Instituts, Dr. Eberhard Emminger, auf und stellte mich ihm als Famulus vor, was ich aber noch gar nicht war. Die Famulatur ist für Medizinstudenten